

H

976

von Halder
M 3048.

W. H. Hall
1848

ÜBER
DEN HANDEL
UND
LUXUS.



Quid leges sine moribus
Vanæ proficiunt, si neque fervidis
Pars inclusa caloribus
Mundi, nec Boreæ finitimum latus
Duratæque solo nives
Mercatorem abigunt? — — — —

HORAT. *L. III. Od. XXIV.*

Königsberg, 1792.
bey Gottlieb Lebrecht Hartung.

Alle Gegenstände, die sich auf den Handel beziehen, werden heutiges Tages für die interessantesten gehalten. Man könnte füglich unser Jahrhundert *das kaufmännische* nennen, um es von den verflossenen zu unterscheiden: weil in keinem bekannten Zeitraum dieser Kaufmanns-Geist sich so unumschränkt aller Völker bemächtigt hat.

Unsre Politiker setzen das Glück eines Volkes in den blühenden Zustand seines Handels. Man darf sich daher nicht wundern, wenn alle öffentliche Angelegenheiten auf dies Interesse abzielen; wenn Friedensverträge in Handlungs-Verträge ausarten, und wenn sogar oft unsere Kriege den Handel zum Gegenstande haben. Die Völker wagen das Aeufserste, um sich einander in Handlungsvortheilen — gleichviel, wirklichen oder einge

bildeten — zu berücken. Regenten begünstigen das, was sie der Vermehrung ihrer Macht zuträglich erachten, und politische Schriftsteller klären die Kenntnisse ihrer Mitbürger über einen Gegenstand auf, den man für die Quelle des allgemeinen Glücks hält.

Darf man es noch wagen, die Unumstößlichkeit dieser großen Zahl einhelliger Stimmen in Zweifel zu ziehen? Darf man wohl die Untersuchung wagen: ob der Nutzen eines ausgebreiteten Commerzes so wesentlich sey? ob er nicht vielleicht auf Vorurtheil beruhe? ob die vermeintlichen Vortheile eines zügellosen Handels nicht Nachtheile herbeyführen, die jeden Vortheil überwiegen?

Ein heller Kopf legte zwey politische Probleme vor: Bis wie weit entspricht es dem Interesse eines Staats, den Luxus und das Commercium zu begünstigen? und wie kann man zu gleicher Zeit den militärischen und den Handlungs-Geist eines Volkes erhalten? Es würde viel Eigenliebe verrathen, wenn man eine vollkommene Auflösung diesereben so vielumfassenden als complicirten Probleme verspräche. Aber wenn die unmittelbare Auflösung derselben zu schwer ist, so wird es wenigstens ver-

gönnt seyn, einen Versuch zu wagen, diesem Gegenstande etwas näher zu rücken, einige Gedanken hinzuwerfen, und dadurch einer geübteren Hand die völlige Auflösung zu erleichtern.

Wir haben verschiedene gute Bücher über den Handel, deren Verfasser mich überheben, in das Detail seiner Natur und seiner Verschiedenheit zu dringen. Ich kann daher bey meinen Lesern diejenigen Einsichten voraussetzen, welche diese Schriftsteller unter uns verbreitet haben, und also von jenem Punkt ausgehen, wo sie stehen blieben. Man kennt schon den Unterschied zwischen dem Oekonomie-Handel, und dem Handel des Luxus, den man vielleicht am richtigsten den *allgemeinen Handel* hätte nennen können, weil das Wort Luxus einen nachtheiligen Begriff von einem Handel giebt, welcher unterweilen nur zum Aufwande oder doch zu einem sehr unschuldigen Luxus führt.

Nur die Noth treibt ein Volk zum Oekonomie-Handel an. Entweder bewohnt es ein enges unfruchtbares Land, oder es sucht in einem Seeplatz eine Freystatt gegen Unterdrückung. Ein solches Volk kann seinen Bedürfnissen nur dadurch abhelfen, daß es der Factor der benachbarten Nationen wird. Die Freyheit, ein unentbehrliches Requisit

zur Gründung solcher dürftigen Staaten, lockt immer mehr neue Bürger dort an, und durch den Anwachs der Volksmenge vermehren sich seine Bedürfnisse, folglich mit diesen sein Handel. Die Alten kannten nur diese Art von Oekonomie-Handel; und die Natur dieses Commerzes, das kleine Staaten und erschlaffte Völker trieben, war — dünkt mich — die Hauptursache der Verachtung, mit welcher der Römische Stolz den allgemeinen Handel belegte.

Aber wenn die Noth dieses Gebäude aufrichtete, so konnte sie ihm wenigstens nicht Dauer geben. Nichts ist so schwankend, als die Grundlage, worauf es ruhet: die Unwissenheit und Trägheit benachbarter Völker! Diese Völker dürfen sich nur über ihr wahres Interesse aufklären, und ihr Commerz selbst führen, um das Volk zu ruiniren, das sich von ihrem Oekonomie-Handel nährte. In der gegenwärtigen Lage der Dinge ist es wenig wahrscheinlich, daß irgend ein Volk zu dem Ruhme gelangen werde, den Europäischen Staaten als allgemeiner Factor zu dienen; vielmehr wird es sich sicher zutragen, daß jenes, welches bisher den größten Oekonomie-Handel trieb, in seine Sümpfe zurückgebannt werden wird. Um sich für die Folge

diese Art von Handel zuzueignen, muß man eine solche Uebermacht besitzen, welche die Nachbarn zur Abhängigkeit zwingt.

Der Gesetzgeber hat nur wenig Gewalt über ein Ding, das die Noth gebar, und das die Noth auch wieder vernichtet. Den Oekonomie-Handel trifft dies Geschick, dessen wir eben erwähnen, nur dann, wenn er durch seinen Umfang und seine lange Dauer so viel Reichthümer aufgehäuft hat, daß dieselben Nachtheile daraus entstehen, die jedes andre Commerz, wenn es seine Schranken überschreitet, hervorbringt. Der allgemeine Handel erscheint bey unsrer Untersuchung unter einer nützlichen Abtheilung; nemlich unter der, vom inneren und äußern Commerz. Um die Vortheile beyder Gattungen zu enthüllen, wird es nicht außer unserm Vorhaben liegen, ihrem natürlichen Gange zu folgen.

Wir wollen annehmen — so wie es fast immer der Fall war — eine gewisse Anzahl zerstreuter Menschen vereinige sich zu Bildung einer Societät. Dies Volk, wild oder barbarisch, wird anfänglich mit demjenigen zufrieden seyn, was ihm ohne Mühe aus der rohen Hand der Natur zuwächst, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Es wird ein

Jägerleben führen. Ohne verderbliche Unfälle, welche die Population aufhalten, vermehren sich nun diese Menschen, welche, nachdem sie zahlreicher geworden sind, die Jagd allein nicht mehr nähren kann. Das Volk wird in diesem Zustande Thiere kennen lernen, insbesondere aber mit den Vortheilen, die es von denenjenigen ziehen kann, welche sich zahm machen lassen, bekannter werden und nun zum Hirtenleben übergehen. Vermehrt es sich noch mehr in der Zahl, so wird es gewahr werden, daß die Weydeflächen für die erforderlichen Heerden nicht mehr hinreichend seyn können, folglich auch nicht die Heerden für die Menschen. Indem mit der Zahl auch seine Kenntnisse zunehmen, wird es Mittel entdecken, seinen Unterhalt aus dem Schoofs der Erde zu ziehen; und so wird es endlich zum Feldbau schreiten.

Werden die Fortschritte der Volksvermehrung nicht unterbrochen; säubert sich dies Volk allgemach von dem Rost der Dummheit: so ist es sehr natürlich, daß einzelne Glieder darunter, die entweder durch die Ungleichheit des Glücks, welche sich vom ersten Anfang einschlich, bey der Theilung des Landes zu kurz kamen, oder durch einen mechanischen Instinkt zum Kunstfleiß angetrieben,

oder auch durch Entdeckung neuer Bedürfnisse aufmerksam gemacht wurden, anfangen zur Behandlung der rohen Materie, die Ackerbau und Viehzucht erzeugen, vorzuschreiten. Nun erwachen die Künste von allen Seiten. Der Feldbauer, durch die Bequemlichkeiten gereizt, die der Kunstfleiß ihm darbietet, vertauscht seine überflüssigen Erzeugnisse gegen die Werke der Kunst. Je bekannter der Landmann mit diesen Bequemlichkeiten wird, je mehr werden die Leute aufgemuntert, den Boden zu kultiviren, um den ersten Stoff dazu zu gewinnen, und versichert von der Zulänglichkeit der Nahrungsmittel wird ein Theil des Volkes sich bloß dem Kunstfleiß widmen. Der Tauschhandel wird in Natura oder durch ein Repräsentations-Mittel, worüber man sich einigen wird, vor sich gehen. So gründet sich endlich das innere Commerz, und dieses Commerz befördert die Bevölkerung.

Erweiterte Kenntnisse, und das daraus entstehende Gefühl neuer Bedürfnisse entdecken diesem Volke neue Werke der Kunst und Natur, die eine Verschiedenheit des Klima und Mannichfaltigkeit des Kunstfleißes jedem Lande als eigenthümlich anweisen. Diese Entdeckung fodert es auf, dieser fremden Erzeugnisse dadurch habhaft zu werden,

dafs es den Ueberfluß der seinigen, die dagegen seinen Nachbarn abgehen, dafür austauscht. Dies ist der Ursprung des auswärtigen Handels, der, indem er neue Erzeugnisse einführt, und das Land von seinem Ueberfluß erleichtert, einer größern Anzahl von Einwohnern Unterhalt verschafft.

Der Tauschhandel in Natura kann nicht von langer Dauer seyn. Man muß sich der allgemeinen Zeichen des Werths bedienen, worüber sich alle Nationen nach dem Maafs ihrer Ausbildung einverstanden haben: des Goldes und Silbers. Ist die Handelsbilanz einem Volke günstig, überwiegen die Exporten die Importen, so werden sich bey einem solchen Volke die Zeichen, an welche man den Begriff von Reichthum geheftet hat, vermehren. Es wird daher nach dem gemeinen Wahn reich seyn, da es doch im Grunde nur allein nach der Vermehrung seiner Erzeugnisse und durch die Zunahme seines Fleißes reich werden kann. Aber der zu grofse Ueberfluß dieser Zeichen macht, dafs ein zu ansehnlicher Theil ihrer Masse mit dem Werth der Bedürfnisse in Verhältniß tritt. Die Handarbeiten und das Tagelohn werden theuer. Das reiche Volk kann die Concurrenz der armen Nationen nicht mehr aushalten, und sein Reichthum ruinirt seinen

Handel. Diese groſſe Masse von Werthzeichen bringt noch eine andre Wirkung hervor. Sie trägt sehr viel zur ungleichen Vertheilung der Glücksgüter bey; eine Ungleichheit, welche die Bevölkerung hemmt, Menschen verleitet, ihre Reichthümer zu mißbrauchen, und sich folglich dem Luxus zu überlassen. Ein Volk, das seine Bedürfnisse nur mit einem Theil seines baaren Geldes bezahlt, verwendet den Ueberfluß auf Tand!

Zu gleicher Zeit, wo diese Ungleichheit der Glücksgüter einer Menge von Einwohnern ein anständiges Leben verschafft, ohne daß sie der Arbeit bedürften, und sie in Müßiggang versenkt, verwenden gutartige Gemüther ihre Muße auf Erlangung nützlicher und angenehmer Talente. Die Mittheilung der Einsichten, die der Handel zuwege bringt, die Entdeckung eines Landes, wo sich die Natur mannichfaltiger zeigt; die Beobachtung der Verschiedenheit in den Gesetzen und Sitten der Völker; die Bedürfnisse der Künste und der Schiffahrt; mit Einem Worte: alles vereinigt sich, die Barbarey zu verscheuchen und die Sphäre der Kenntnisse zu erweitern. Feinheit, schöne Künste und Wissenschaften entspriessen unterweilen in dem Schoofs des

Reichthums; sie sind aber nicht immer eine eigenthümliche Frucht davon.

Die Untersuchung des Ganges, den der Handel nimmt, führt uns auf den Faden, der uns zum Ausgang eines Labyrinths bringt, worin die mehrsten Schriftsteller sich verirrt haben, welche die Nützlichkeit oder die Gefahren eines ausgebreiteten Commerzes begrenzen wollten. Man erwäge zergliedert seine Vortheile und seine Nachtheile, und urtheile dann nach Thatsachen!

Es würde, wie mich dünkt, einen sehr abgedroschenen Gemeinplatz wiederholen heißen, wenn man sich auf Beweise der Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Handels einlassen wollte. Inzwischen giebt es noch immer Freunde der Barbarey und Liebhaber von Paradoxieen, welche zu unserm vermeintlichen Trost uns überreden wollen, daß wir durch ein bequemes Leben elend, und unglücklich durch Wissenschaften und Künste würden. Ein sehr geistreicher Mann lehrt uns, unser Glück in der Rückkehr zum Hirtenleben zu suchen. Leute, die im Wohlleben einer großen Stadt schwimmen, rathen uns, dem Tageslichte zu entsagen, um uns in den Schrecken des waldigen Kanada zu begraben, und uns von der Gesellschaft zu trennen,

um mit Tataren in den weiten Ebenen von Ober-Asien herum zu schwärmen.

Ich bin es nicht in Abrede, daß wir eben so zufrieden seyn könnten, wenn wir auch gleich ein viel einfacheres Leben führten, als dasjenige ist, das sich heut zu Tage uns annehmlich gemacht hat. Man kennt den Menschen aber herzlich wenig, wenn man sich einbilden kann, das Glück eines geschliffenen Volkes sey weniger groß, als das einer barbarischen Nation. Der Schöpfer pflanzte dem Menschen einen Trieb nach Wißbegierde ein, der ihn unwiderstehlich auffordert, neue Kenntnisse zu suchen und neue Entdeckungen zu machen. Nur nach dem Maafs, daß wir diesem Antriebe folgen, können wir glücklich seyn, und nur nach dem Maafs, daß wir ihn vernachlässigen, oder von dieser innern Stimme, die uns unaufhörlich zuruft, eine falsche Auslegung machen, sind wir unglücklich. Ja was noch mehr ist, es würde uns unmöglich werden, zu einem zu einfachen Leben wieder zurückzukehren. Gewohnheit, ein zweyter mächtiger Instinkt, macht uns das bald unentbehrlich, was anfänglich nichts weiter als Bequemlichkeit war. Es ist also klar, daß wir ungleich glücklicher als unsre Vorfahren sind, indem wir viele

ihnen völlig unbekannte Annehmlichkeiten genießen, und das zauberische Schauspiel vor uns haben, welches eine Menge Erzeugnisse der Künste aller Gattungen unsern Blicken darstellt. Nur dem Handel verdanken wir diese Vorzüge.

Der Einfluss des Handels erstreckt sich noch weiter. Es äufserte einst jemand, daß ein Volk, welches nichts von der Astronomie wisse, auch nicht ein Stück Tuch von vorzüglicher Güte zu fertigen verstehe. Ein vielbedeutendes Wort, das man auch umgekehrt anbringen könnte, wenn man behauptete: in einem Lande könne die Sternkunde keine große Fortschritte gemacht haben, wo man nicht recht gute Tücher zu fertigen verstehe. Alles hängt an einander, und der Gang des menschlichen Geistes hebt vom Einfachen an, und geht von da zum künstlich Geordneten über. Die Vernachlässigung der mechanischen Künste würde immer nur von übler Vorbedeutung für den Zustand schöner Künste und Wissenschaften seyn. Eine mechanische Erfindung wird oft zum Keim der erhabensten Entdeckungen, und aus dem Detail der Künste, das vorausgehen mußte, schöpfte man die Grundsätze zu den interessantesten Wahrheiten. Das Sanfte in den Sitten, welches der Handel überdies einflößt; die

Ruhe, die er verschafft; die Leichtigkeit sich zu unterrichten, die er veranlaßt: alles fordert die Menschen auf, sich ruhigen Beschäftigungen und der Bildung des Geistes zu widmen. Der Handel trägt also zum Fortgange der Wissenschaften und schönen Künste bey.

Diese Vortheile sind aber nicht an ein ungeheuer ausgebreitetes Verkehr gefesselt; sie können so gar schon mit dem bloßen innern Commerz bestehen. Die alte Geschichte zeigt uns Völker, welche ohne alle Verbindung mit ihren Nachbarn, ohne auswärtigen Handel, lediglich durch Industrie, Feldbau, Künste und den durch ein inneres Verkehr belebten Umlauf mächtig und glücklich waren. Noch zu unsern Tagen ist Japan ein entscheidendes Beyspiel von dieser Wahrheit.

Aber dieses innere Verkehr ist für Staaten, die ein verdächtiges Freundschaftsband an einander knüpft, und die unaufhörlich über ihr Interesse in Streit liegen, nicht immer hinreichend. Ein äußerer Handel in alle Welttheile verspricht diesen Staaten einen Vortheil, welcher vorzüglich auf unsre neuern Staatskundigen Eindruck zu machen und sie für das allgemeine Commerz einzunehmen scheint. Man hat sich stillschweigend, jedoch mit allem Be-

dacht, vereinigt, die wahren Reichthümer darin zu setzen, daß man Gold und Silber hat. Wenn ein Volk nun in seinem Staatsbezirk nicht Bergwerke besitzt, woraus es die Materie zu diesen conventionellen Zeichen des Reichthums ziehen kann; so bleibt ihm nur das einzige Mittel, sich solche zu verschaffen, übrig: sie seinen Nachbarn durch ein ausgebreitetes Commerz abzunehmen.

Ein Haufen dieser Zeichen scheint durchaus nothwendig, und wesentlicher Reichthum unzulänglich zu seyn. Das Interesse der Völker, das durch die große Zahl fruchtloser Verträge immer verwickelter wird, kann nur durch das Glück der Waffen entschieden werden. Diese Kriege, die fast nicht aufhören, werden gewöhnlich auf den Grenzen oder in fremden Ländern geführt, wozu es vielen Geldes bedarf. Sie werden selbst durch die Art und Weise, wie sie geführt werden, des Geldes wegen verderblich. Die allerwärts um sich greifende Sitte, zu Friedenszeiten, so wie im vollen Kriege, eine unverhältnißmäßige Anzahl besoldeter und müßiger Truppen zu halten; die ungeheure Menge von Munitionen; die kostspielige Vollendung der Seemacht; die Wuth der Belagerungen; die unnütze Vermehrung der Festungen; die Unterhaltung
des

des Luxus der Officiere; alle diese Gegenstände machen ungeheure Kosten. Noch begnügt man sich nicht, sein Gold mit eignen Rüstungen zu verschwenden und sich mit eignen Kräften zu schlagen; man verwickelt auch seine Nachbarn in fremden Zwist: man erkaufte Allianzen, man zahlt Subsidien. Kurz, wenn die Maxime, das Geld sey der *Nervus rerum*, im Kriege je wahr war, so ist sie's heut zu Tage gedoppelt. Den Handel, der diesen Nachdruck zum Kriege allein verschafft, hält man daher für das Mittel der Völker, zu Macht und Sicherheit zu gelangen.

Aber er scheint noch auf eine wirksamere Weise zu dieser Macht der Staaten beyzutragen. Die Ausfuhr der Industrie-Waaren eines Landes zieht Erzeugnisse aus einem andern, oder Werthzeichen, mit welchen man solche Erzeugnisse ankaufen kann, herbey. Ein handelnder Staat besitzt also ungleich mehr Mittel eine grössere Anzahl Einwohner zu erhalten, als das Verhältniß des Umfangs und des Erbaues seines Bodens erlauben würde. Diese Leichtigkeit, seine Subsistenz zu erwerben, vermehrt die Volksmenge. Man weiß, daß die wahre Macht eines Staats in der Zahl, in dem Wohlstande und dem Kunstfleisse seiner Einwohner bestehet.

Dies sind also die nützlichen und vortheilhaften Wirkungen, die man dem Commerz beylegt. Wir wollen nunmehr sehen, ob dieser Nutzen groß und gegründet genug sey, um gierige Völker anzu-spornen, daß sie in die Rechte der Menschen Eingriffe wagen, indem sie einen ausschließenden Handel an sich zu reißen suchen; und ob diese blinde Habsucht nicht eigne Züchtigung mit sich führe, indem sie der Keim zum Verderben eines ungerichten Volkes wird.

So lange der Handel nicht aus den von der Natur selbst vorgezeichneten Schranken weicht, macht er wegen der gesegneten Folgen, die er hervorbringt, das Glück eines Volkes aus. Aber so wie er diese Schranken durchbricht und sich zu weit ausbreitet, macht er ein Volk mit auswärtigen Bedürfnissen bekannt, und treibt es an, nach deren Befriedigung zu trachten. Man wird wesentlicher Bequemlichkeiten überdrüssig und sucht nur den Ueberfluß. Die aufgebrachte Phantasie kennt keinen Zügel mehr; man überläßt sich wüthend dem Geschmack für das Feinste und Ausgesuchteste, und eine große Zahl schaffender Künstler von diesen Entbehrlichkeiten giebt sich mit den Mitteln ab, diesen unordentlichen Geschmack zu

befriedigen. Es liegt schon im Wesen der Leidenschaften und der aufgeregten Neugierde, nur dann erst stille zu stehen, wenn man auf ein unübersteigliches Hinderniß stößt. Sind diese Phantasieen erst einmal in Bewegung gesetzt, so stürzen sie das Volk unaufhaltsam in den Luxus. Die Wirkungen des Luxus und der Reichthümer sind auf eine so enge Weise mit einander verbunden, daß man sie nicht abgesondert, sondern zusammen betrachten muß.

Wenn *Baco* vom Wechsel menschlicher Kenntnisse in Rücksicht der Staatsverfassung spricht, so merkt er an, daß ein Volk sich in seinem reifen Alter mit Wissenschaften und schönen Künsten abgebe, in seinem hohen Alter (Verfall) aber mit mechanischen Künsten und Handel. Diese Ordnung scheint jener entgegen zu seyn, die wir gewahr wurden, als wir dem Fortgange folgten, welchen die Gesellschaften in ihrem Anwachs und in ihren Einsichten mit gleichem Schritte thun. Inzwischen ist gedachte Ordnung des *Baco* sehr gegründet, und ganze Völker sind, gleich einzelnen Menschen, dem Unfall ausgesetzt, in ihrem hohen Alter wieder in die Kindheit zurückzukehren. Wenn ein gemäßigter Handel ein Volk in der Munterkeit

des männlichen Alters erhält, so beschleunigt ein zu weit ausgedehnter das Altwerden desselben. Die Habsucht, welche durch die im Handel erworbenen Güter aufwacht, bemächtigt sich aller Geister. Das Interesse, der einzige Abgott eines handelnden Volkes, verbannt alle Tugenden und Talente. Das Trachten nach Ruhm macht dem Durst nach Golde Platz. Wie könnte ein Mann, hätte ihn auch die Natur gleich zu etwas Großem bestimmt, sich bis zu der Mühe erniedrigen, diese empfangenen herrlichen Geschenke auszubilden? So lange er noch gewahr wird, daß man nur dem Geld-Kolossen Weyhrauch streut, und daß man sich durch wenig Talente, und noch weniger Mühe Achtung verschaffen kann. Haben sich erst Geist und Eifer für den Handel der großen Zahl einer Nation bemächtigt — dann gute Nacht Einsicht, Tugend und Talente! Die Liebe zum Reichthum und der Durst nach Ruhm sind und werden nie mit einander vereinbar seyn.

Finden wir wohl in den Annalen der Welt auch nur ein einziges Beyspiel eines reichen Volkes, das in Luxus versenkt oder ganz und gar dem Handel ergeben, sich durch seine Einsichten und Thaten je ausgezeichnet hätte? Das alte Persien,

das berühmteste Land in Absicht des Luxus und der Reichthümer, stellt auch nicht einen einzigen Mann auf, dessen die Geschichte zu erwähnen werth gefunden hätte. Die reiche Stadt Tyrus besaß nur Kaufleute, nicht große Männer. Carthago gab uns nur das Schauspiel von einem barbarischen, feigen, grausamen und treulosen Volke, welches das Verdienst verachtete und verfolgte. Die berühmtesten Einwohner Alexandriens waren alle Fremde; seine eingeborne Bewohner waren nur in den Handel vertieft und kannten nichts als Geld. Ausser einem einzigen Astronomen sahe das reiche Marseille noch keinen Namen seiner Bürger bis zur Nachwelt übergehen!

Aber welche Menge großer Männer sproßten nicht aus dem Schoofs der Armuth auf? aus dem Schoofs von Ländern, die entweder gar kein Commerz kannten, oder doch nur wenig Handel trieben. Das alte Griechenland, bey einem unfruchtbaren Boden, ohne großen Reichthum, und bey wenigem Handel, brachte allein mehr berühmte Männer hervor, als die ganze übrige bekannte Welt. War unter den Staaten, die in diesem glücklichen Lande blüheten, das dürftige und frugale Sparta

nicht in Feinheit und Einsichten die Nebenbuhlerin Athens? war es ihm nicht an Tugend und Verdienst überlegen? Das Zeitalter der glänzenden Jahrhunderte, welche der Menschheit zum Ruhme gereichen, fällt nicht in jene Zeiten, wo Luxus und Reichthum der Völker, die diese glänzenden Jahrhunderte erlebten, ihre höchste Stufe erreicht haben. Sie nähern sich vielmehr den Zeiten der Unruhe, Gährung und bürgerlichen Kriege, wo allein persönliches Verdienst geschätzt wird, und die Seele entflammt; aber wo ein noch nicht emporgekommener Handel nicht durch die Lockspeise des Gewinnes verführen kann. Es ist ein verhafstes Geschäft, sich über den Werth der jetzigen Nationen herauslassen zu wollen. Aber ein unpartheyischer Leser durchlaufe einmal den gegenwärtigen Zustand von Europa; er suche das Vaterland großer Männer auf; er erforsche den Aufenthalt lichtvoller Einsichten, und urtheile dann nach Thatsachen, ob Handel und zu große Ausdehnung desselben den Wissenschaften, der Tugend und den Talenten günstig sind! Nur eine einzige besondere Nation macht eine Ausnahme von der Regel; aber sie verdankt diesen Vortheil der Sonderbarkeit ihrer Regierungsform, welche bis jetzt die üblen Wirkungen

eines ausgebreiteten Commerzes gemildert hat, doch sie gewifs nicht lange mehr mildern wird.

Die Fortschritte der Bevölkerung, die man als eine Folge des Handels von jeder Gattung betrachtet, sind nur eine Wohlthat des beschränkten Commerzes. Zu ausgebreitet wird er zerstörend für das Menschengeschlecht. Man müßte mit den Grundsätzen einer gesunden Politik nur wenig vertraut seyn, wenn man nicht wüßte, daß der einzige sichere Grund einer zahlreichen Volksmenge im Ackerbau liegt. Ohne denselben ist es um die Subsistenz eines Volkes etwas sehr mißliches; sie wird immer von dem ungewissen Wechsel der Erndten und der willkührlichen Hülfe der Nachbarn abhängig seyn. Die Ungewifsheit dieser Subsistenz verhindert die Einwohner am Heirathen, und veranlaßt sie, ihr Vaterland zu verlassen. Die Ackerbau treibende Klasse, welche das untrüglichste Handwerk führt, und bey welcher Kinder der vorzüglichste Reichthum sind, ist von allen Volksklassen die geschickteste und geneigteste zur Population. Nun vermindert aber ein zu weit ausgedehntes Commerz den Feldbau, entvölkert das platte Land, und schwächt allmählich die Klasse der Feldarbeiter. Trägheit und Habsucht der Menschen wird sie bald

verleiten, eine saure Beschäftigung aufzugeben, um sie mit einer andern, ruhigeren, einträglicheren, obgleich nicht so untrüglichen, zu vertauschen. Der Wohlstand des für den Luxus arbeitenden Künstlers verführt den dürftigen Feldarbeiter, und zieht ihn in die grossen Städte, während das platte Land wüste wird.

Ein zu ausgedehntes Commerz schliesst auch noch andre Ursachen zur Verminderung der Volksmenge ein. Es erfordert weite und lange Seereisen, unter einem für die Natur des Schiffers zu fremden Himmelsstrich, wodurch ein grosser Theil des Schiffsvolks aufgerieben wird. Es veranlasst Niederlassungen von Kolonien in entfernten Weltgegenden, wo die Kolonisten wegsterben: Kolonien, die in jedem Sinn das Mutterland entkräften, ohne einen andern Nutzen zu stiften, als dass sie Entbehrlichkeiten liefern, wornach es gar nicht trachten sollte. In diesem Mutterlande selbst ist die grosse Zahl der für den Luxus arbeitenden Künstler mit ihrer Subsistenz versichert. Ein Handlungszweig geht verloren, eine Manufaktur kommt aus der Mode, oder wird in der Fremde verboten; und alle die sich damit beschäftigten, gerathen in Dürftigkeit, da sie nicht so geschwind für andere Beschäftigun-

gen taugen. Es ist bekannt, welches Elend in unsern Handelsstädten dergleichen Zerrüttungen anrichten. Die Erfahrung beweiset wenigstens so viel, daß die Klasse der Künstler sich immer mehr vermindert und sich nur durch stete Rekrutirungen, die sie aus der Klasse der Feldarbeiter ziehet, erhält.

Sonderbar genug ist es, daß man dem Handel die Ehre anthut, ihn zu einem Beförderer der Population zu machen, während die reichsten Länder Europens sich dadurch sichtbar immer mehr entvölkern. Dieser Satz wird von Portugal, Spanien und Frankreich unumstößlich erwiesen. Selbst die Engländer müssen diese Wahrheit bezeugen, wenn man ihren jetzigen Zustand mit dem im funfzehnten Jahrhundert vergleicht. Man könnte mehr Ursachen von diesem Ereigniß anführen; aber diese Entvölkerung folgt dem Fortschritte des Handels und des Reichthums zu regelmäfsig, als daß man die Verbindung zwischen Ursach und Wirkung verkennen könnte. Die handelnden Staaten, die sich noch am besten halten, ersetzen ihren Verlust durch eine Menge Fremder, welche sich nach der Quelle der Reichthümer drängen, um ihren Durst nach Golde zu stillen. Unterdessen bleibt es noch immer zweifelhaft,

ob es nicht zum Glück eines Staats gehöre, seine alten Einwohner eher durch einen blühenden Anbau zu fixiren, als in seinem Schoofse fremde Miethlinge aufzunehmen.

Wir wenden uns nunmehr zur Untersuchung des letzten Vorthells, dessen falscher Glanz die Augen der Staats- und Privatmänner blendet. Dieser besteht in Anhäufung der Reichthümer oder vielmehr der Zeichen des Reichthums, die der äußere und zu weit ausgebreitete Handel natürlich hervorbringt. Aber wie trüglich ist der Schein der Gesundheit, den diese Aufhäufung dem Staate verleyhet! Wir werden in dieser anscheinenden Wohlbeleibtheit ein aufgedunsenes Wesen gewahr, das weit entfernt, Gesundheit anzukündigen, zur untrüglichen Vorbedeutung einer tödtlichen Krankheit wird.

Gewiß ist es, daß diese Zeichen des Reichthums durch den Fortgang eines gewinnreichen Handels einen Regenten in Stand setzen, mit Ueberlegenheit einen Krieg in den Staaten seiner Nachbarn zu führen. Man muß selbst einräumen, daß sich im Kriege mit Geld alles ausrichten läßt, bis ein armes tapferes Volk aufsteht, und den durch Weichlichkeit verzärtelten Nationen den Beweis in die

Hände giebt, daß der Sieg nur von Männern, nicht vom Gelde, abhänge. Man kann noch einer verderblichen Politik zugeben, daß Geld die Mittel erleichtere, unbeständige Freundschaftsverträge zu erkauften, und sein Geld durch Zahlung von Subsidien wegzuwerfen. Allein, wie sehr wäre es zum Glück für Regenten und Völker zu wünschen, daß der Handel weniger unglücklichen Anlaß geben möchte, unnütze und verheerende Kriege zu vervielfältigen und zu verewigen! Das politische System von Europa, das zum Theil auf einleuchtenden Vorurtheilen ruhet, wohinter sich die falsche Ehrliche verbirgt, fordert die Regenten auf, sich in jeden Zwist, unter dem Vorwande des Gleichgewichts und des Einflusses, in alle Staatsangelegenheiten überhaupt, zu mischen. Oft schlägt man sich um ein zweydeutiges Interesse im Handel, den man ohne Widerspruch Völkern überlassen sollte, die blind genug sind, in ihr eignes Verderben zu rennen. Nach vielem Blutvergießen, nach ungeheuren Kosten, ist das Interesse der kriegführenden Theile gerade so unentschieden, wie vorher. Man schließt den Frieden gezwungen, aus Ermattung, und bis man sich im Stande fühlt, ihn wieder anfangen zu können. Das Gleichgewicht ist dann

unstreitig mit einer Wage zu vergleichen, deren beyde Schalen gleich leer sind.

Verschaffte die Menge der Zeichen des Reichthums, dieser übelverstandenen Ehrsucht nicht unaufhörlich neue Nahrung, so könnte das Menschengeschlecht etwas mehr Hoffnung zur Ruhe fassen. Die Herren der Erde würden sich alsdann genöthigt sehen, die Grundsätze einer wohlthätigen Staatskunst in Ausübung zu bringen. Sie würden durch die That beweisen, daß die Macht eines Regenten in der Anzahl und dem Wohlstande seiner Unterthanen besteht; daß die Erzeugnisse des Bodens und Kunstfleisses die einzigen wahren Reichthümer sind; daß es keine dauerhaften Eroberungen giebt, als die man in seinem eignen Staate über Natur und Kunst macht; und daß die Sicherheit des Staates selbst durch eine Menge Einwohner hinreichend befestiget wird, die unter den thätigsten und mühsamsten Beschäftigungen abgehärtet sind.

Diese aufgehäuften Reichthümer und ihre Zeichen vermehren auch noch in anderen Stücken die verheerende Art, mit welcher man Krieg führt. Es scheint, als hätten die Völker sich vereinigt, sich nicht an der Aufopferung ihrer Einkünfte in diesem Glücksspiel, genügen zu lassen, sondern auf einmal

das ganze Staatsvermögen daran zu setzen. Der gefährliche Kredit eines reichen Volkes erleichtert ihm die Mittel, sich über sein Vermögen in Anleihen zu stürzen. Die Schulden der mächtigsten Völker sind mit der Substanz ihres Staatsvermögens so verhältnißwidrig, daß man genöthigt seyn wird, sich durch die heftigsten Erschütterungen und Revolutionen, die den Saturnalien der Alten gleich kommen, davon zu befreyen, oder unter einer so drückenden Last zu erliegen. Arme Völker können sich auf solche verderbliche Anleihen nicht einlassen; folglich müssen sie unvermerkt zu Kräften kommen, während die Reichen in Ohnmacht versinken. Mehr Schwierigkeit bey Aufnehmung öffentlicher Schulden könnte vielleicht jene alten Zeiten wieder herbeyrufen, wo das Opfer einer kleinen Anzahl Bürger jeden Zwist entschied, wo kleine Heere große Thaten verrichteten, und wo große Feldherren, die weniger zahlreiche Haufen befehligten, mehr Gelegenheit hatten, die Ueberlegenheit ihrer Talente zu entwickeln.

Wenn der Ueberfluß der Werth- oder Reichthums-Zeichen für die äußern Angelegenheiten des Staats nicht so vortheilhaft ist, wie man wähnt,

so begünstigt er die innern noch ungleich weniger. Als wir dem Gange des Handels folgten, sahen wir im Vorbeygehen, daß die Menge dieser Zeichen die Handarbeiten vertheuert und die Concurrenz auf auswärtigen Märkten zurückschreckt. Da der wesentliche Reichthum eines Staats nur in den Erzeugnissen des Bodens und der Industrie besteht, so würde es sehr gleichgültig seyn, welche Masse von Werthzeichen für die Masse von Erzeugnissen bezahlt zu werden pflegt. Aber nach einer allgemeinen Erfahrung findet hierbey doch ein Unterschied Statt. Man bemerkt, daß der Preis der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse nicht im Verhältniß der Vermehrung der Werthzeichen steigt. Nicht eben so verhält es sich mit dem Preise des Handwerkslohns. Dieses geht viel rascher in die Höhe. Es ist bekannt, daß in Spanien, seit der Ausbeute der Indianischen Bergwerke, der Handwerker in zwey Tagen so viel verdient, daß er davon, obgleich kärglich, eine ganze Woche leben kann. Sind nun aber zwey Tage Handarbeit hinreichend zum Unterhalt; so muß die natürliche Trägheit des gemeinen Mannes es dahin bringen, daß ein solcher Handarbeiter die ganze übrige Zeit feyert. Der Ueberfluß der Masse an Gold und Sil-

her ist also die wahre Ursache von dem ohnmächtigen Zustande dieses Reiches.

Früh oder spät muß dies in allen andern Ländern zutreffen. Sobald das Arbeitslohn so theuer wird, so muß auch der Preis aller Kunsterzeugnisse so ansehnlich werden, daß ein reiches Volk sie bey ärmern Nationen nicht mehr loswerden kann, und die letzteren werden sich genöthigt sehen, ihren eignen Kunstfleiß erwachen zu lassen. Das reiche Volk wird selbst seine Rechnung dabey finden, zu niederen Preisen von dem armen zu kaufen. Kauft es aber wiederum mehr als es verkauft, so müssen die Repräsentations-Zeichen ihrem natürlichen Zuge folgen und zu den Nachbarn übergehn. Die Leichtigkeit eines wohlfeilern Einkaufs wird ein reiches Volk verleiten, seinen eignen Kunst- und Erwerbsfleiß zu vernachlässigen, und so muß es auf seiner Seite hinwiederum verarmen. Dies ist der traurige Kreislauf, in welchem handelnde Staaten, so wie es überall die Geschichte bezeugt, fortgezogen wurden, und in welchem sie schlechterdings ferner fortgezogen werden müssen. Diese Inconvenienz — behauptet man — wird durch das Steigen des Werths der Gründe und unbeweglichen Güter, und durch den schnelleren

Umlauf des Geldes, als den gewöhnlichen Folgen der Vermehrung der Zeichen des Reichthums, ausgeglichen. Aber der wahre Werth eines Grundstücks ruhet nur in dem Verhältniß der Erzeugnisse, welche es abwirft. Was hilft es, wenn man hundert gelbe Zeichen für ein Stück Land zahlt, das ehemals nur so viel weiße Zeichen hoch taxirt ward? Sein Werth ist im Grunde nicht gestiegen, wenn mir dieses Stück Land nicht mehr Erzeugnisse liefert als ehemals. Oder wohn' ich etwa in einem Hause, das 1000 gelbe Zeichen taxirt wurde, besser und bequemer, als zu der Zeit, wo dasselbe nur 1000 weiße Zeichen galt? Dieses vermeintliche Steigen der Gründe beruhet also eigentlich auf einem eingebildeten Calcül, der sich höchstens in den Hypotheken-Büchern und Katastern gut ausnimmt. Gerade eben so, als wenn der Schwede sich gegen den Engländer darum für reicher hielte, weil man die Münze zu Bezahlung des erstern auf einem Wagen herbey fährt, der letztere aber sich dieselbe Summe aus einem Beutel zahlen läßt, den der Schuldner in der Tasche trägt.

Eben so schwer läßt es sich begreifen, wie der Ueberfluß der Werth-Zeichen den Umlauf vermehren könne. Es ist wahrlich nichts spaßhafter, als

anzu-

anzusehen, wie die politischen Rechenmeister sich quälen, um die wohlthätigen Folgen von diesem Geldumlauf zu erklären und zu berechnen. Sie machen daraus eine Art von Zauberstück und verwandeln diese Art von sehr einfachem Wechsel aus Hand in Hand in einen wesentlichen Gewinn; in einen Gewinn, den ein Volk durch diese wunderbare Operation doch nothwendiger Weise aus sich selbst nehmen müfste. Das kommt mir eben so vor, als wenn ich monatlich regelmäfsig mein Geld zählen wollte, und mich dann am Schlufs des Jahres zwölfmal reicher dünkte, als ich im Anfange desselben war. Der Umlauf beruhet nur auf der öftern Wiederholung des innern Umsatzes der Land- und Industrie-Erzeugnisse. Seine ganze Wohlthat besteht daher in dem Beweise, dafs alles arbeitet, dafs alles sich regt. Nur die Arbeit verursacht den Antrieb des Geldes, nie aber wird und kann das Geld die Arbeit in Bewegung bringen. Der Spanische Staat ist davon ein lebendiges Beyspiel; und wenn geldarme Länder ohnmächtig bleiben, so verlischt der Kunst- und Erwerbsfleifs nicht aus Mangel des Geldes, sondern das Geld wird aus Mangel der Industrie nicht an sie gezogen. Wenn der Umsatz sich nur vervielfältigt, so hat Alles Leben; die

Zeichen dieses Umsatzes mögen übrigens in Gold oder Papier bestehen.

Dieser Gedanke führet auf einen ausgelassenen Gebrauch, der sich jetzt in Europa einschleicht: nemlich den des Papiergeldes. Völker, die fast durch eine zu grofse Masse metallischer Zeichen erdrückt worden, beladen sich noch mit einer andern Art von Zeichen, die noch viel unwesentlicher ist, und deren Zahl man bis ins Unendliche vervielfältigen kann. Körper, die schon von einem Ueberflufs an Blut und Säften strotzen, vermehren diese Masse noch, um die Stockung in den Gefäfsen zu vollenden. Die Wirkung dieses Gebrauchs wird die nachtheiligen Folgen des Ueberflusses der Metallzeichen mit Gewalt beschleunigen. Das Papiergeld mufs nur der Wechsler brauchen, dessen Beruf es ist, Zahlung und Fortschaffung des Geldes zu erleichtern. Jeder andre Gebrauch, den man vom Papier machen wollte, selbst der von cirkulirenden Reversen, ist schädlich.

Es ist uns noch übrig, die letzte und gefährlichste Wirkung von der Vermehrung des Reichthums und seiner Zeichen in Erwägung zu ziehen, und diese besteht in der Einführung des Luxus. Diese Materie ist so wichtig und zu gleicher Zeit so we-

nig aufgeklärt, daß sie mit einiger Umständlichkeit behandelt zu werden verdient.

Der Luxus, ein schwankend unbestimmtes Wort, hat das Schicksal aller Ausdrücke gehabt, die keine feste Bedeutung haben. Man verwirft — man rühmt ihn nach dem Begriff, den man mit diesem Ausdruck verbindet, und nach dem verschiedenen Standpunkte, woraus man ihn betrachtet. Die Moralisten, die ohne Prüfung die Aussprüche ihrer finstern Vorgänger nachbeten, schelten auf allen Luxus und Aufwand, ohne Ausnahme. Wenn sie gewahr werden, daß der Zeitraum des Aufwands und der Kultur des Geistes fast mit dem des Luxus zusammenfließt, so richten einige unter ihnen den Fluch so gar mit auf die Feinheit, die Wissenschaften und Künste. Die Lobredner des Luxus hingegen, wenn sie ihn so nahe mit Aufwand, Feinheit und blühendem Zustand der Wissenschaften und Künste verwandt sehen, halten ihn für nützlich und nothwendig.

Mit Grunde hat man behauptet, daß der Reiche Aufwand machen müsse, und daß das allgemeine Wohl es fodre, daß er Gebrauch von seinen Reichthümern mache. Aber ein gut geordneter Aufwand, wenn er gleich noch so groß ist, ist des-

wegen noch kein Luxus. Der Luxus ist eigentlich Mißbrauch der Reichthümer; er besteht im Aufwande für eine Entbehrlichkeit, die also auf Wahn beruhet, und ist dem Vermögen und Zustande dessen, der ihn treibt, nicht angemessen. Wenn wir von diesem Begriff ausgehen, so wird es — denk' ich — nicht schwer werden, den Ursprung des Luxus, seine Unterscheidungs-Zeichen und seine Wirkungen kennen zu lernen.

Wenn ein ausgedehnter Handel oder jede andre Sache, Reichthümer und deren Zeichen ansehnlich aufhäuft, so können diese Reichthümer einmal nicht mit Gleichheit vertheilt werden. Die menschliche Habsucht spornt jeden zum Sammeln und zum an sich Reissen des Guts seiner Mitbürger an. Ein ausgebreitetes Commerz und der Ueberfluß des Geldes verschaffen immer neue Gelegenheiten, den Haufen der Schätze unmäfsig zu vergrößern. Der Aufwand wird nun in richtigem Verhältniß mit dieser Ungleichheit der Glücksgüter stehen. Aber wahre Bedürfnisse sind bald gestillt. Bequemlichkeiten erfordern nicht ungeheure Kosten; selbst die Pracht bleibt in ihren Schranken. Sobald der Besitzer eines unermesslichen Haufens dieser Schätze davon keinen na-

türlichen Gebrauch mehr wird machen können, so wird er zum Mißbrauch übergehen. Um auch hierbey nicht ohne Genuß zu bleiben, wird er genöthiget seyn, eingebildete Bedürfnisse zu erfinden. Der Mensch, einmal seinen kleinen Leidenschaften überlassen, bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Eine Grille zieht die andre nach sich, und alles Entbehrliche und Ueberflüssige, was dabey zum Vorschein kommt, ist phantastisch. Phantasieen sind ansteckend; das Beyspiel der Reichen wird alle Volksklassen verführen. Jede Klasse will durch ihren Aufwand einer höhern Klasse gleich kommen. Man wird durchgehends die Reichthümer mißbrauchen; man wird über seinen Stand und sein Vermögen für ein eingebildetes höchstentbehrliches Bedürfnis Aufwand machen; und der Luxus wird sich allgemein verbreiten.

Der Luxus entsteht daher aus der zu großen Ungleichheit der Glücksgüter, und schleicht sich mit dem zu großen Ueberfluß der Zeichen des Reichthums ein. Es ist klar, daß er mehr und leichter in Monarchieen, als in Republiken um sich greifen muß. In einer monarchischen Regierungsverfassung erfordert die Konstitution die Absonderung der Stände, und die Erhaltung gewisser Fa-

milien. Ihre Grundgesetze tragen, da sie die Vererbung der Güter auf einen einzigen begünstigen, schon zur Ungleichheit der Glücksgüter bey; und das Schauspiel der Pracht, welche den Fürsten umgiebt, muntert zu einem Aufwand über Vermögen auf. Die Freystaaten gehen schon auf mehr Gleichheit aus: einfache Sitten sind ihnen eigner; ihre Gesetze selbst, wenn sie anders mit der Constitution übereinstimmen, begünstigen die Theilung der Güter. Es giebt arme Länder, deren Betragen hierin an den Ochsen und den Frosch in der Fabel erinnert. Unglücklicher Weise zwischen reiche Staaten hingeworfen, deren blendender Aufwand verführt, sind sie thöricht genug, ihnen im Kleinen nachzuahmen. Dieser Luxus ist Aufwand über ihren Stand und ihre Kräfte. Er hat nicht einmal die Ehre, seine Entstehung der im Ueberfluß gewiegten Phantasie — wie wir oben sahen — zu verdanken. Aber diese Länder werden auf ihren natürlichen Standpunkt zurücktreten, sobald die schwachen Quellen, die diesen kurzen Glanz unterhielten, versiegt seyn werden. Es wird ihnen von ihrem falschen Schimmer nichts übrig bleiben, als die Inconvenienz des hohen Preises der Lebensbedürfnisse, und die Ohnmacht, das Verlangen nach einer klei-

nen Entbehrlichkeit zu stillen, welche verflossene Zeiten zum Bedürfnis gemacht haben.

Wir gehen nunmehr zur Betrachtung der Wirkungen des Luxus über, nachdem wir seine Entstehung gesehen haben. Diese Otter säumt nicht die Mutter zu zerfleischen, die ihr das Daseyn gab. Der Mißbrauch der Reichthümer verursacht ihre Abnahme. Leute, die durch übertriebenen Aufwand zurückgekommen sind, bereichern diejenige Volksklasse, welche die Nahrungsmittel des Luxus liefert. Diese Umkehrung würde noch nichts auf sich haben, wenn diese Reichthümer der arbeitsamen Klasse, mithin zwar der letzten, aber der wichtigsten von allen, zu Theil würden: so aber sind es die Künstler, welche für den Luxus arbeiten, die sie an sich ziehen, und die ihrer Seits selbst kurz darauf in den Luxus fallen. Die Phantasieen begnügen sich dann nicht mehr mit den Industrie- und Kunstwerken der Nation. Neugierde und Unbeständigkeit seufzen nach entfernten fremden Früchten. Der Künstler des Luxus, der mehr aufgehen läßt, und weniger arbeitet, kann dann mit den fremden, sparsamern und ärmern Künstlern nicht mehr gleichen Preis halten. Das vom Luxus ergriffene Volk wird daher viel kaufen und wenig

verkaufen, seine Schätze werden den Nachbarn zu-
fallen. Verzehrt der Luxus eingebildete Reichthü-
mer, so verzehrt er noch unfehlbarer die wahren
Reichthümer des Staats, welches, wie wir sahen,
Bevölkerung, Akerbau und Kunstfleiß sind, der
sich mit unentbehrlichen Lebensbedürfnissen ab-
giebt. Alle gefährliche Folgen für diese wesent-
lichen Reichthümer, die wir in einem zu ausgebrei-
teten Commerz fanden, finden auch beym Luxus
Statt, den dieses Commerz erzeugt.

Aber was auch sein Ursprung seyn möge —
angenommen, daß er seine Entstehung groſsen Er-
oberungen verdanke — er hegt immer in seinem
Schoofs die verheerenden Keime der Entvölkerung.
Die Werkzeuge des Luxus werden alle auf Unkosten
der Population geschmiedet. Der Luxus unterhält
mit groſsen Kosten eine unmäßige Zahl unnützer
Bedienten, die man ehelos läßt. Der Unterhalt die-
ser müßigen Sklaven, ihre stete Rekrutirung, ihre
Tagedieberey; alle diese Artikel sind wesentlicher
Verlust für den Staat. Diese Menge wird dem
Feldbau entzogen und ihm nie wiedergeschenkt.
In den höhern Klassen verhindert die Besorgniß des
Luxus, den der Wohlstand auflegt, das Heyrathen
und die Geschlechtsfortpflanzung. Die überflüssige

Verzehrung einer grossen Menge Sachen durch eine kleine Zahl, entzieht den nachkommenden Generationen die Nahrung, und hält sie in Kraftlosigkeit. Wir wollen die unnütze Unterhaltung so vieler Pferde nicht vergessen, welche den Menschen ihren Unterhalt entziehen: jene Landhäuser, weite Gärten, lange Alleen, welche über eine ganze Provinz die Unfruchtbarkeit verbreiten; und wir werden sehen, was für einen Todtfeind Bevölkerung, Ackerbau und Industrie in dem Luxus haben.

Welche Ursache entvölkerte wohl Italien zur Zeit der Römischen Kayser, und stürzte es in jene unbegreifliche Ohnmacht, die es zur Beute barbarischer Völker werden liess! Der Luxus allein war es. Die Anzahl Landsitze war es, mit welchen diese Herren der Welt fruchtbare Gefilde bedeckten, und sie in Wüsteneyen verwandelten. Jene Schwärme geschäftloser Sklaven waren es, mit welchen diese stolzen Tyrannen ihre Palläste vollpfroften.

Der Luxus verderbt die Sitten! Diese Wahrheit, die fast alle, welche über Sittenlehre schrieben, ohne weitem Beweis annahmen, ist nicht immer aus dem richtigsten Gesichtspunkt betrachtet. Bey Erblickung des Wohlstandes, Aufwands und der Prachtliebe eines Volks, war man immer fertig, über

Sittenverderbnifs zu schreyen. Und dennoch können die Sitten bey einem verhältnißmäßigen Aufwande gar wohl bestehen. Nur der Luxus im eigentlichen Verstande schadet ihnen. Die Phantasieen haben ihrer Natur nach nichts Bestimmtes an sich — sie flattern von einem Gegenstande zum andern. Der Luxus veranlaßt stete Veränderungen im Geschmack und in den Manieren. Dieser Geist der Unbeständigkeit, Kleinfügigkeit und des Leichtsinns wird zur Gewohnheit, und man vermengt ihn mit den ernsthaftesten und wichtigsten Sachen. Die Sitten verändern sich unaufhörlich; diese Veränderungen gereichen ihnen aber nicht zur Verbesserung. Der Aufwand, den der Luxus erfordert, macht Habsucht rege. Man läuft dem Gelde nach; man brennt vor Verlangen, es um jeden Preis, durch jedes Mittel, zu erhaschen. Kaum hat sich diese elende Gierigkeit des großen Haufens einer Nation bemächtigt; und die Tugend fängt an lächerlich — die Ehre ein Hirngespinnst zu werden. Das Verdienst wird nur nach der Schwere des Goldes abgewogen; zu Ehrenstellen und Aemtern gelangt man nur für baare Bezahlung. Die Springfedern der Regierung werden lahm. Selbst die Kraft der Gesetze weicht dem Anstofs der Reichthümer aus. In dieser allge-

meinen Bedrücktheit bildet sich eine fürchterliche Stille, welche den Anschein von Wohlstand hat, die aber ein fürchterliches Ungewitter verkündigt, das dem Staat seinen Untergang drohet.

Der Luxus erniedrigt Seel' und Geist. Die Erziehung giebt unsrer Seele einen eigenthümlichen Eindruck, und Menschen sind's, die uns und unsre Beschäftigungen umgeben. Wenn man bey der Erziehung nur auf Erlangung unbedeutender, höchstens zur Zierde gereichender Talente (der einzigen, welchen das Jahrhundert des Luxus einen Werth beylegt) siehet, so bleibt die Seele in dem engen Kreislauf dieser Kleinlichkeiten eingeschlossen. Tritt man endlich in die Welt, so sieht man sich von eiteln glänzenden Wesen umringt, die für Nichtswürdigkeiten das Publikum um eine Achtung berücken, die nur dem Verdienste allein gebührt. Man muß mit einer außerordentlichen Stärke des Geistes begabt seyn, um nicht durch den Stroh böser Beyspiele mit fortgerissen zu werden, um nicht in die Versuchung zu fallen, ein täuschendes Verdienst an die Stelle dessen anzunehmen, dessen Erwerbung so viel Mühe kostet. Unsre Beschäftigungen in der Zeit, wo der Luxus herrscht, zielen alle auf Gewinn und Vergnügen ab. Der

stete Genuß der Vergnügungen schwächt die Seele, und Habsucht hat noch nie zu großen Thaten geführt; eine zügellose Gierde neigt sich mehr auf die Seite der Ränkesucht, der Niederträchtigkeit und der Knechtschaft. Ueberdies würdigt Weichlichkeit — die unmittelbare Folge des Luxus — indem sie körperliche und Geisteskräfte abspannt, die Seele dadurch herab, daß sie der Uebung ihrer Kräfte Hinderungen in den Weg legt, und sie von ihrer wahren Bestimmung zurückhält. Die Erniedrigung des Geistes ist eine eben so unausbleibliche Wirkung des Luxus, als die Erniedrigung der Seele. Der Geist nimmt dieselben Eindrücke von allem dem auf, was uns umgiebt und beschäftigt. Das Jahrhundert der Bagatellen giebt eine Fertigkeit in Bagatellen. Ein Geist, der einmal mit solchen Kleinlichkeiten angefüllt ist, faßt nicht einmal den Gedanken von der Existenz des Großen und Schönen, und es gehn ihm Wille und Kräfte ab, um dazu zu gelangen. Die wichtige Beschäftigung: den Vergnügungen und Reichthümern nachzujagen, nimmt zu viel Zeit weg, um einige Augenblicke für die Ausbildung der Talente übrig zu lassen. Kenntnisse sind nur das Loos des Unglücklichen, dessen Mittelmäßigkeit ihm den Weg zu Glücksgütern versperrt hält.

Die Unbeständigkeit und der Leichtsinn in Sitten verbreiten sich über die Wissenschaften und über die Künste. Man sucht nicht mehr das Schöne, sondern nur das Artige. Alles läuft auf Lappalien hinaus. Die Gelehrten zerbrechen sich die Köpfe mit eleganten Kleinmeistereyen. Die Schriftsteller verbrämen ihre gelehrten Werke mit neuen und außerordentlichen Wendungen, um den Leichtsinn des Lesers zu befriedigen, und vernachlässigen das Denken. Die Künstler, statt den Regeln der Kunst zu folgen, unterwerfen sich sklavisch dem Eigensinn eines verdorbenen Geschmacks. Die Erniedrigung der Seelen und die Verachtung der Tugend vollenden die Abspannung der Geisteskräfte. Man täusche sich doch ja nicht: die Tugend ist, auf welche Art man es auch nehmen mag, nothwendiger, als man es gewöhnlich glaubt. Ein lasterhafter und verderbter Mensch, der auf Genie Anspruch macht, wirds immer nur halb so weit bringen, als ein anderer; und will ja ein solcher Mensch, wenn er die Nothwendigkeit einsieht, wenigstens äußerlich menschenfreundliche Gesinnungen zu affektiren, einmal damit Parade machen, so gelingt es ihm nicht. Er ist der wahre Harlekin als Bischof, der den Segen nie mit Würde geben kann.

Die Erfahrung aller Zeiten und aller Völker beweiset, daß die Einführung des Luxus den Verfall der Künste und Wissenschaften herbeyführet. Die Verdorbenheit des Geschmacks geht immer in gleichem Schritt mit dem Sittenverderbnis. Noch kein Volk, das in Luxus und Vergnügungen ertrunken war, hat sich je durch Geist und Talente ausgezeichnet. Kaum hatte das Römische Volk von seinem schönen Tage den Mittag erreicht, als der Luxus der Kayser den Abend mit Schnelligkeit herbeyführte, und das Tageslicht verlöschen ließ. Die gleichzeitigen Werke unter den ersten Kaysern beweisen die Schwächung des Geistes sehr; statt der Cicerone und Horaze gab es nur einen Plinius und einen Martial. Wenn man von unsern jetzigen Geisteswerken auf die Fortschritte des Luxus schließsen sollte, so sind wir in der Laufbahn der Verdorbenheit weiter vorgerückt, als unsre Politiker uns überreden wollen.

Die Lobredner des Luxus stämmen sich gegen Thatsachen, und finden in dem Anwachs der Hauptstädte und in dem Zusammenfluß der Menschen daselbst, den der Luxus verursacht, ein wirksames Mittel, Künste und Wissenschaften blühen zu machen. Dieser Zufluß — sagen sie — läßt allerhand

Bedürfnisse erwachen, und erleichtert die Mittheilung der Einsichten. In Rücksicht des Allgemeinen ist die unmässige Grösse der Hauptstädte ganz und gar von keinem Nutzen; in Rücksicht der Wissenschaften und Künste, ist er noch mehr als ungewiss. Große Männer eines Volkes gehen selten aus dem Schoofs der Hauptstadt hervor: die Provinzen sind, die sie erzeugen, wo eine einfache Lebensart dem aufkeimenden Genie verstattet, im Stillen die Kräfte zu sammeln, um sich auf einen grössern Schauplatz schwingen zu können. Wie könnte ein allumfassendes Genie sich mitten in der Hauptstadt eines im Luxus schwelgenden Volkes wohl ausbilden? Wenn der große Mann dort erträglich gefunden werden will, so muß er sich mit das Ansehen geben, läppisch zu werden; die erhabensten Talente müssen sich dort lebenswürdig, und zwar lebenswürdig durch studierte Reitze zeigen, deren Zueignung Zeit erfordert. Männer von Geist verlieren sich dort in dem Getümmel mittelmässiger Gesellschaften; sie sind zerstreuet durch eine Menge unbedeutender Wohlstandspflichten, die sie zur Langenweile jener traurigen Belustigungen mit fortreißen, die man das Vergnügen nennt. So bald sie sich nun auf diese, sich nur gar zu gern mit-

theilende Mittelmäßigkeit einschränken, so verlieren sie die Zeit, und verderben den Geschmack am wahren Ruhm. Indessen sind Ruhmbegierde, ein eingezognes und der Sammlung ergebenes Wesen, dem Genie eben so nothwendig, als Eitelkeit und Schwelgerey des Luxus ihm entgegen sind.

Der Luxus vertilgt den Muth und kriegerischen Geist eines Volkes. Der Muth hängt entweder von einem maschinenmäßigen Instinkt, dem innern Gefühl unsrer Kräfte ab, oder von aufgeregten Leidenschaften, welche Ruhmbegierde und Vorurtheile anfachen. Dieser Instinkt kann sich in einem durch den Luxus verzärtelten, und durch die Wollust entnervten Körper nicht entwickeln. Nur in einem starken durch Strapazen abgehärteten Körper, in welchem das Bewußtseyn überlegener Kräfte herrscht, trifft man ihn an. Starke Leidenschaften entzünden sich nicht in schwachen Seelen, und die ununterbrochene Gemeinschaft mit kleinen Leidenschaften benimmt das Gefühl fürs Große. Die dem Luxus eigene Unbeständigkeit verhindert solche geringschätzig Seelen, zu ihren Unternehmungen jene Hartnäckigkeit von Muth mitzubringen, die zur Ausführung großer Handlungen schlechterdings nothwendig ist. Die Ruhmbegierde wird in dem

Jahr-

Jahrhundert des Luxus stumpf; Bürger giebt's nicht mehr, nur lauter Miethlinge. Es ist daher völlig unmöglich, daß Muth und kriegerischer Sinn sich mit Weichlichkeit paaren können.

Man behauptet, daß unter monarchischen Regierungen der erkünstelte Muth von Ehre unterweilen den wahren Muth ersetzen könne. Aber man bemerke nur, wie diese Ehre verschwindet, wenn der Luxus die Oberhand bekommt. Wir wollen so gar annehmen, daß eine Nation durch das Mittel dieser Spannkraft sich bey gewissen Vorfällen, etwa am Tage einer Schlacht, selbst übertraffen hätte; dennoch ist dieses Feuer, von der Ehre entbrannt, wenn das Verderbnis einmal in ihrem Schoofse wüthet, nicht von langer Dauer. Am Schluß des Feldzuges werden die Nachtheile sich veroffenbaren: ihre Heere werden im Kleinen durch Strapazen, durch ungesunde Witterung, die sie nicht zu ertragen vermögen, aufgerieben. Es ist unnütz und undienlich, hierin neuere Begebenheiten aufzusuchen: noch befindet sich keine Nation auf der höchsten Stufe des Luxus; nur der Anfang des Verderbens ist erst eingebrochen, das jedoch in vollem Anzuge ist, reißende Fortschritte zu machen. Aber was sich am wenigsten bestreiten läßt,

ist, daß die Geschichte des Luxus aller Zeiten, ein treues Gemählde vom Verlust und Verfall aufstellt, worin er Völker stürzte, die sich seinen verführerischen Anlockungen überliefsen. Arme und kriegerische Völker haben sich immer des natürlichen Rechts bedient, welches Tapferkeit über den Reichtum ausübt.

Der Luxus schmiedet die Ketten des Despotismus. Entsteht er durch die Ungleichheit der Glücksgüter, so trägt er seiner Seits hinwieder dazu bey, diese Ungleichheit zu vergrößern. Die Reichthümer eines Fürsten werden unermesslich, und dem Zuwachs seiner Macht folgt die Zunahme seiner Schätze. Nichts widersetzt sich dann der Ausbreitung einer unumschränkten Gewalt. Der Theil des Volks, den der Luxus in Dürftigkeit erhält, fügt sich ganz zur Sklaverey; schon immer gewöhnt, vor dem äußeren Symbol der Macht niederzufallen, unterwirft er sich ohne Schwierigkeit dem mit dem Donner bewaffneten Götzen. Die Gierigkeit der Großen macht aus ihm einen Haufen gedungener Sklaven. Schwache Seelen haben weder Kraft noch Willen genug, sich dem Joch zu widersetzen. Sie geben der Stimme der Furcht nach. Das Gefühl von natürlicher Gleichheit und der Begriff von Freyheit

gehn ganz verloren, und machen der Sklaverey Platz. Man durchwandre den Erdboden und suche die Länder auf, die unter einem eisernen Zepter geseufzt haben und noch seufzen. Es sind immer die reichsten und von der Freygebigkeit der Natur am meisten begünstigten Länder, gerade die, welche den ausgelassensten Luxus gekannt haben. Trotz den engen Verbindungen zwischen den Wirkungen des Luxus und des Commerzes, die eben so viel Beziehung auf den einen als auf das andre haben, gehören einige dieser Wirkungen doch noch vorzüglich dem Commerz zu. Unter dieser Zahl stehen die Erniedrigung der Seele, der Verfall der Talente und die Vertilgung des kriegerischen Geistes oben an. Diese Wirkungen zeigen sich im Grunde nur dann, wenn der Handlungsgeist und die brennende Begierde nach Gewinn die ganze Masse des Volks ergriffen haben. Der Handlungsgeist gewöhnt sich an eine feste Ordnung im Calcül. Man führt über Debet und Credit richtige Bücher. Man überschlägt vor sich das was Societät und Mitbürger zu fordern haben, und was man gegenseitig von ihnen zu empfangen hat. Dieser kaufmännische Calcül gewöhnt zu einem strengen Gerechtigkeits-Gefühl; aber er entfernt auch zugleich von jenen

großmüthigen Tugenden, welche eignen Nutzen dem allgemeinen aufopfern. Ununterbrochener Genuß des Friedens und der Ruhe, den der Handel erfordert, halten den Kaufmann vom Soldatenstande ab. Ein handelndes Volk ist unfähig, sich bis zur wahren Größe empor zu schwingen, und kennt weder bürgerliche noch kriegerische Tugenden.

Leidenschaft zum Gewinn ist das untrügliche Kennzeichen einer kleinen Seele, und die, welche sich ihr überläßt, verkleinert sich noch immer mehr. Die mittelmäßigsten und gemeinsten Talente zeigen den mehresten Hang und Geschicklichkeit Schätze zu sammeln. Welche Partie könnte wohl eine Regierung von diesen Geldmenschen ziehn? Etwa um Geld zu erhalten? O wahrhaftig, gerade die, welche das meiste haben, sind am härtesten, um es für das Bedürfnis des Staats herauszugeben! Ein Volk, das nichts als Schacher kennt, ist ein verworfenes Volk, das spät oder früh die Beute seiner Nachbarn wird.

Ich führe dies keinesweges an, um ein nutzbares Commerz, oder diejenigen zu verachten, die es auf eine edle dem Staat vortheilhafte Weise treiben. Nur vom Mißbrauch ist hier die Rede, nur darauf kommt es an, den wahren Werth der Dinge

aufzusuchen. Der Lohn der Mühe Geld zu erwerben, ist Geld; Achtung ist der Preis des Verdienstes! Man muß nicht müde werden, Kaufleuten, die über ihren Stand erhaben sind, Winke zu geben, daß sie wider den Geist, der über ihrem Beruf schwebt, auf ihrer Hut sind, und der, in seinen Schranken gehalten; zur ergiebigen Quelle wird, dem Staate sein Leben zu geben; aber der auch, wenn er aus seinen Ufern tritt, zum reissenden Strome wird, der Tugend und Talente verschlingt.

Nothwendig wär' es allerdings, den festen Punkt zu finden, welcher den nutzbaren Handel von jenem scheidet, der schädlich wird. Aber im politischen, wie im moralischen Fach, wird es äußerst schwer, die Schattirungen wahrzunehmen, in welchen das Gute und Böse zusammenfließt. Es gehören helle Augen und feine Beurtheilungskraft dazu, um wahre Mißbräuche von jenen abzusondern, welche geduldet werden müssen, und um schickliche Mittel aufzufinden, diesen Mißbräuchen vorzubeugen, oder sie unschädlich zu machen. Der Handel, wie wir sehen werden, widerstrebt schon seiner Natur nach einer zu strengen Leitung.

Es wird gleich schwer, den Punkt zu finden, wo der Aufwand aufhört, und der Luxus anfängt,

und zugleich die Fortschritte des letzteren aufzuhalten, wenn er sich einmal eines Volks bemächtigt hat. Pracht-Gesetze, zu welchen man als zu einem sichern Hülfsmittel schreitet, bringen eine unerwartete Wirkung hervor. Der Luxus, sinnreich genug, um dem Damm der Gesetze auszuweichen, nimmt einen andern Weg, und wenn ihm ein Kanal versperrt wird, so gräbt er sich einen andern. Dergleichen Gesetze legen der natürlichen Freyheit des Menschen zu viel Zwang an, man sucht sich immer einen Ausweg. Höchstens schicken sie sich für einen kleinen, armen Staat, wo der Bürger unter der unmittelbaren Aufsicht der Obrigkeit und unter der Leitung des eignen Beyspiels ihrer Frugalität stehet.

Trotz dieser Schwierigkeiten führt uns die Untersuchung der Natur und der Wirkungen des Handels und Luxus vielleicht zur Auflösung dieser beyden bekannten Probleme: über den Grad der Begünstigung, die man dem Handel und Luxus angedeyhen lassen soll, und über die beyderseitige Aufrechthaltung des Handels und kriegerischen Geistes.

Mich dünkt es wenigstens, daß alles in seiner natürlichen Ordnung bleiben und dahin zurückkehren würde, wenn die Regierung sich folgender vier

Mittel bediente: *a)* Vorzüglich den Ackerbau und Kunstfleiß, in so fern er sich mit den ersten Lebensbedürfnissen abgiebt, zu beschützen und zu ermuntern; *b)* Verdienste und Talente ohne Rücksicht auf Reichthum zu ehren; *c)* den kriegerischen Geist wenigstens in einem abgesonderten Theil der Nation zu unterhalten; und dann *d)* dem Handel die größt-mögliche Freyheit zu gestatten.

Es ist heut zu Tage eine bekannte Wahrheit, daß nichts so sehr die Aufmerksamkeit einer weisen Regierung verdient, als der Ackerbau. Man sieht ein, daß Handel, der nicht auf tüchtigem Feldbau ruhet, ein Gebäude sey, das bey dem kleinsten Stofs eines Sturmwindes zum Einsturz bereit ist. Man weiß, daß der Ackerbau eben das vortheilhafteste Commerz, nemlich den innern Handel, beseelt; daß er die Quelle der Bevölkerung und des wahren Reichthums ist,

Erreicht man diese unermesslichen Vortheile durch die Aufmunterung dieser schätzenswerthen Kunst, so setzt man auch zu gleicher Zeit dem Handel Schranken, der sich über dieselben erheben könnte. Handel und Manufakturen können nur auf Unkosten der Bevölkerung des platten Landes zu einem für den Staat gefährlichen Umfang gelangen. Ist der

Ackerbau in einem so blühenden Zustande, daß er seinen zahlreichen Bewohnern Unterhalt giebt, so wird der Feldarbeiter die so sichere Beschäftigung seiner Väter, zu welcher er sich einmal gewöhnt hat, nicht verlassen, um den so ungewissen Stand des Handwerkers zu ergreifen. Nur das Elend, nur die niederdrückende Verachtung allein ist es, die ihn in die Städte zieht. Wird der Ackerbau beschützt, so werden Handel und Künste dem Lande nur den Ueberfluß seiner Bewohner entziehen, die trotz allen ihren Anstrengungen zu Gewinnung ihres Unterhalts, ihn dort nicht haben finden können; so lange aber der Handel bloß den Ueberfluß dieser Feldarbeiter bekommen kann, so wird er auch in seiner natürlichen Ordnung bleiben und nützlich seyn.

Die Aufmunterung des Ackerbaus wird nicht weniger ein wirksames Mittel seyn, die Verwüstungen des Luxus aufzuhalten, der, indem er der Leichtigkeit beraubt wird, seine Werkzeuge zu vervielfältigen, gezwungen ist, seinen Lauf zu unterbrechen. Wenn der Ackerbau geehrt, der Name Bauer nicht mehr ein Schimpfwort ist, so werden die Feldbesitzer sich auch nicht mehr mit solchem Ungestüm nach den Städten drängen. Ohne des an-

sehnlichen Vorthells zu gedenken, den der Werth der Landgüter und die Bevölkerung dadurch gewinnen, daß der Landbesitzer mehr auf seinen Gütern gehalten wird, so sind auch die Gefahren zu bekannt, welche dieser Zufluß nach einer einzigen Stadt zur Folge hat. Die Hauptstädte sind die Säugammen des Luxus. Der tägliche Anblick des Zusammenlaufs verderbter Müßiggänger, und das Beyspiel des Uebermuths wecken Phantasie und Begierde auf. Bewohnen die Gutsbesitzer ihre Gründe, so nähern sie sich dieser Quelle des Verderbens nicht; sie werden alsdann immer in solchen guten Glücksumständen bleiben, die ihre mäßigen Wünsche zu befriedigen im Stande sind.

Der Ackerbau ist überdies an und für sich selbst geschickt, den Luxus zu unterdrücken; und mit Recht betrachtet ein großer Philosoph ihn als die Schule der Weisheit und der guten Sitten. Er führt zu einer einfachen und arbeitsamen Lebensart; seine angenehme und unschuldige Beschäftigung entfernt böse Gedanken, die sich gewöhnlich nur einer unbeschäftigten Imagination bemächtigen. Man behaupte doch ja nicht, daß das Landleben der feinen Lebensart zuwider sey: das ist die Sprache der falschen Urbanität. Die eigentlich wahre

Feinheit traf man oft nur bey den Landleuten an. Wenn man diesen Rauheit der Sitten vorrückt, so ist es eher die Wuth der Jagd, als Anhänglichkeit an dem Feldbau, die ihnen diese Rauheit mittheilt. Dieser Vorwurf würde wegfallen, wenn die Landesbesitzer mehr auf den Feldern bey ihren Arbeitsleuten wären, als daß sie in den Wäldern den Hunden nachlaufen.

Schutz und Aufmunterung des Ackerbaues sind der Unterhaltung des kriegerischen Geistes äußerst günstig. Der Muth des gemeinen Volks ist nur maschinenmäßiger Instinkt, höchstens an eine gewisse Vaterlandsliebe gebunden, und trifft daher mit der Liebe eigener Besitzungen zusammen. Nur der starke durch Strapazen und die Rauheit der Luft abgehärtete Landmann, kann dieses innere Gefühl seiner Kräfte in einem hohen Grade besitzen. Der Handwerker hat eigentlich gar kein Vaterland. Allwärts, wo er nur seinen Lohn findet, gehört er zu Hause: er führt ein sitzendes Leben, die mehrste Zeit vor dem Ungestüm des Wetters geschirmt, welches seinen Körper schwächt und den kriegerischen Trieb in ihm vertilgt. Die vornehmen Landesbesitzer, die durch ihre Erziehung über diesen Instinkt erhaben sind, werden mit der Landluft den

Geist der Unabhängigkeit und Freyheit einziehen, welcher eben so sehr die Seele hebt, als das knechtische Leben im Luxus sie niederdrückt. Durch die Gewohnheit im Freyen zu leben, werden sie eine feste, zur Ertragung der Strapazen geschickte Natur bekommen. Der Landmann in Arabien, ein höfliches Hirtenvolk, verachtet seine Landsleute, die in Städten wohnen; er hält sie für feig, verzärtelt und weibisch. Oft hat er sie seine Uebermacht fühlen lassen, und noch bis jetzt hält er sie in gewisser Unterwürfigkeit gegen sich.

Ein Staat in Europa hat die triftigsten Gründe, den Ackerbau selbst auf Unkosten seines Commerzes zu begünstigen. Die Länder desselben liegen großen Theils unter einem milden Himmelsstrich; aber die Witterung, die sich nicht in jedem Jahr immer gleich bleibt, macht die Erndten um so mislicher, da der Boden undankbar ist und sorgfältige Wartung fordert, so daß der Natur gewissermaßen ihre Geschenke abgedrungen werden müssen. Diese Anstrengungen erfordern viel Arme. Die Subsistenz des Landes wird mislich. Seine besondere Regierungsform macht alle Staatsbürger zu gebornen Soldaten. Was würde wohl aus der Sicherheit dieses Staats werden, wenn seine Vertheidiger

den kriegerischen Geist verlören, indem sie sich durch eine sitzende Lebensart schwächten? Was würde wohl aus seinen Erndten werden, wenn die Feldarbeiter den Spaten mit der Spindel vertauschten?

Der Vorzug, den man dem für die ersten Lebensbedürfnisse beschäftigten Kunstfleisse zugesteht, wird den Handel mit in seinen Schranken halten helfen, und den Luxus nicht aufkommen lassen. Wenn der Ueberfluß der Feldarbeiter sich bloß an diese Art von Kunstfleiß hält, so werden die Fabrikanten, welche für Fremde und die Bedürfnisse des Luxus arbeiten, sich wenigstens nicht so stark vermehren können, daß sie dadurch den nothwendigsten Professionen schaden. Findet die Thorheit nicht mehr ihre Nahrung, so wird sie von sich selbst abnehmen.

Man wird zu gleichem Zweck gelangen, wenn man Verdienst und Talente ohne Rücksicht auf Reichthum ehrt. Man hat in handelnden Staaten, wenn man jemand loben will, die Gewohnheit, alle seine rühmlichen Eigenschaften mit Stillschweigen zu übergehen, und als die Summe seiner Vollkommenheiten den Betrag seines Vermögens aufzuzählen. Der Naturtrieb des Menschen ist immer thä-

tig in ihm; sich die Achtung seiner Mitbürger zu verdienen, und sich ein gewisses Ansehn zu verschaffen. In einem Lande, wo Geld die einzige Sache ist, welche geschätzt wird, folgt jeder dem Wege, welcher ihn zur Erwerbung des Geldes führt. Die Geldbegierde, die bald über den grossen Gewinn, den der Handel abwirft, verständigt wird, läuft dieser Quelle der Reichthümer nach. Selbst die besten Köpfe werden sich bis in die einzelsten Theile des Commerzes vertiefen, und die ganze Nation muß kaufmännisch werden.

Ganz anders verhält es sich in einem Lande, wo die Regierung durch eine weise Aufmerksamkeit die abgöttische Verehrung der Reichthümer, von welcher niedre und gemeine Seelen maschinenmäßig fortgezogen werden, zu schwächen sucht; in einem Lande, wo der Regent einen edlern Weg denjenigen vorzeichnet, welche sich um Achtung bemühen. Wenn Ruhm und Ehrenstellen das Verdienst begleiten, so wird der Handel nicht mehr das Genie ersticken, und nur der Ueberfluß der zu Geistesbeschäftigungen bestimmten Männer wird ihm zu Theil werden. Der Weg zum Gelderwerben wird nur noch von denen betreten werden, denen mittelmäßige Talente und Umstände nicht

erlauben, auf der Bahn des Ruhms zu wandeln. Die Reichen werden nicht mehr ungerechter Weise die Achtung des Publikums an sich reißen; nur dann werden sie sich derselben freuen können, wenn sie Verdienst damit werden zu verbinden wissen, wenn sie durch einen nützlichen Aufwand sich als gute Bürger zeigen werden.

Dem Luxus geht Habsucht, der Achtung Geld voraus. Selbst seine Thorheiten und sein unanständiger und übelangebrachter Aufwand sind nur eine Wirkung des eiteln Wunsches, von seinem Reichthum die Vorstellung zu erregen, als ob er dem der höhern Klassen der Staatsbürger gleich komme. Wenn diese Vorstellung oder die prunkhafte Auskramung der Reichthümer gar keinen, oder wenigstens keinen bedeutenden Vorzug mehr giebt; so fällt der Grund weg, der gute Subjekte auffordert, daß sie sich um diese unbedeutenden Vorzüge bemühen, da ihnen grofse und ungleich schmeichelhaftere offen bleiben. Eine ganze Nation wird diese Denkungsart annehmen, wenn sie gewahr wird, wie vernünftig die Zutheilung dieser Vorzüge eingerichtet ist, nach welcher nur dem Verdienst Ehrenstellen und Achtung zufallen können. Diese Aufmerksamkeit, das blofse Verdienst, dem die

öffentliche Meinung keinen Reichthum beylegt, zu ehren, giebt dem Regenten auch noch andre grofse Vortheile. Er wird nicht mehr zu dem verderblichen Gebrauch gezwungen seyn, alle Dienste blofs mit Geld zu belohnen *). Ehrenstellen und Vorzüge werden in seinen Händen ein unerschöpflicher Schatz seyn, wovon der Aufwand für das Volk nie drückend werden kann. Er wird der zweydeutigen Maxime nicht mehr bedürfen, dafs hohe Aemter in einer Monarchie ein grofses Vermögen erfordern, weil diese Stellen einen grofsen Luxus verlangen. Das Publikum selbst wird am Ende begreifen, dafs in der Lage jenes Feldherrn der Athener, der in Sicilien zu einer Zeit kommandirte, als sein Vaterland die höchste Stufe des Ruhms und der Macht erstiegen hatte, mehr Grosses als Lächerliches lag, wenn er bey sehr mittelmässigen Vermögens- Umständen sich genöthigt sah, seinen Schlafrock und seine Pantoffeln in die öffentliche Rechnung zu bringen. Das Beyspiel des Xenophon, der als General des Königs von Thrazien zu seinem ganzen Gehalt

*) *Anmerkung des Uebersetzers.* Der begüterte Mann von Talenten bedarf doch dieser Belohnung noch ungleich weniger. Ihn treibt Ehrgeitz zum Dienst des Staats an — den Armen Hunger!

nicht mehr als den vierfachen Sold eines gemeinen Soldaten forderte, wird dann gewiß seltner als befremdend scheinen.

Wenn ein Volk Verdienste schätzt und hervorzieht, so wird der kriegerische Geist bey ihm gewiß nie ganz verloren gehen; unter den Tugenden und Talenten, die geehrt werden, wird Muth und Erfahrung in der Kriegskunst immer mit einbegriffen seyn; die Ehrbegierde wird allerwärts, wo das Heldenthum noch nicht ganz erloschen ist, Helden erwecken. In handelnden Staaten wird der Soldatenstand gefürchtet und verachtet. Reiche Kaufleute betrachten die Vertheidiger des Vaterlandes als ihre Lohnbedienten — als ihre Trabanten. Es ist völlig unmöglich, daß Tapferkeit den Charakter eines Volks ausmachen könne, wo der Soldatenstand ganz übersehen wird, oder aus fremden Miethlingen bestehet, oder höchstens von denen ergriffen wird, die keinen einträglichen Beruf wählen können. Das war die elende Politik von Carthago: sie schickte das Verderben über ihre stolzen und übermüthigen Kaufleute; aber das Beyspiel des Falles dieser Republik bessert die heutigen nicht. In einer wirklichen Monarchie läßt sich der kriegerische Geist mit dem Handlungsgeiste schon besser vereinigen.

einigen. Dieser ist es ihrer Natur nach schon eigen, auf die Absonderung und allmähliche Abstufung ihrer verschiedenen Volksklassen zu halten. Man wird eine derselben dazu ausersehen, der man das schätzbare Unterpfand der Ehre anvertrauen, und die folglich den kriegerischen Geist eines Volks selbst im tiefsten Frieden wie ein glimmendes Feuer unter der Asche erhalten wird. Der Adel, zwar ein Institut barbarischer Zeiten, aber der aufgeklärtesten Jahrhunderte würdig, ist ganz für diese Bestimmung gemacht und eingerichtet. Da er die Ehre allem andern vorzieht, so zieht er sie auch dem Gelde vor. Er überläßt die Sorge es an sich zu bringen, denen untern Klassen, die durch dieses Mittel sich dem Staate nützlich machen, und nach dem Maafs des Werths ihrer Dienste zu einer verhältnißmäßigen Achtung gelangen. Der Handel kann ohne Schaden diejenigen beschäftigen, welche die niedrigeren Volksklassen entbehren können, besonders wenn das Verdienst ihnen Aussichten öffnet in eine höhere Klasse zu treten. Der Handlungsgeist wird ein Volk, das mit einer solchen Constitution versehen ist, nie in Abfall kommen lassen. Man kann den Adel, wenn man sich seiner so bedient, wie es seyn muß, immer als die Stütze der Sicherheit des Staats und als einen Wehrdamm gegen das verheerende Eindringen eines zu ausgebreiteten Commerzes betrachten.

Durch diese einzige Betrachtung springt es meines Bedünkens in die Augen, wie schlecht ausgedacht der Entwurf ist, den Adel Handel treiben zu lassen, und wie gefährlich dies besonders für eine monarchische Regierungsform ist. Die Ausführung dieses Entwurfs würde alle Volksklassen unter einander werfen, diese Verwirrung aber, da sie zur Gleichheit und vollkommenen Herabwürdigung führt, die ganze Staatsverfassung erschüttern, die entweder in eine Republik oder in einen Despotismus ausarten würde. Eine solche Republik würde vielleicht eines anscheinenden Wohlstandes genießen und durch ein ausgedehntes Commerz zu einer großen Macht gelangen; aber sie würde sich doch immer mehr ihrem Verfall nähern, und unaufhörlich am Rande einer unumschränkten Gewalt schwanken. Ueberhaupt wird auf keiner Seite dabey etwas gewonnen, daß der Adel Handlung treibt; der Staat verliert aber unendlich dabey: dies würde unfehlbar die Herabwürdigung des Adels, das Verderben der Sitten, die Einführung des höchsten Luxus und die Vermehrung des Reichthums mit allen seinen schädlichen Folgen nach sich ziehen. Man kennt den schwachen Zustand eines Landes, wo die ersten Staatsbedienten Wechsler (*Banquiers*) sind. Ich weiß zwar recht gut, daß man im Handeltreiben ein Hülfsmittel wider die Dürftigkeit des Adels anzutreffen geglaubt hat; eine Dürftigkeit, von welcher man das traurigste Gemählde aufgestellt hat, das allerdings sehr

geschickt war, Mitleiden zu erregen. Vorausgesetzt, daß dies Gemählde, wenigstens zum Theil, sehr treu war, so seh' ich doch noch keinen zureichenden Grund darin, um zur gefährlichsten aller Hülfquellen seine Zuflucht zu nehmen. Ehrt die Regierung das Verdienst ohne Rücksicht auf Geld; gelingt es ihr durch ihre Aufmerksamkeit und die berührten unmerklichen Mittel, die Sitten der Nation zu bessern, und sie von der niedern Anbetung des Geldes zu heilen; versetzt sie dem einreißenden Luxus Schlag auf Schlag; macht sie den Militairdienst weniger kostspielig: so kann der Edelmann, wenn's ihm nicht am Nothwendigen fehlt, nicht unglücklich seyn. Er kann sich sogar seiner Dürftigkeit rühmen. Der Soldatenstand ist von allen übrigen Ständen gerade der, welcher am meisten gegen die Ansteckung des Luxus gesichert ist. Die Frugalität kann glücklicher Weise ein Punkt der Disciplin werden, welcher der Soldat sich ohne Schande unterwirft, und wovon die rauhe Außenseite selbst ihn in den Augen des Publikums erhebt. Sollt' es nicht Officier - Stellen genug für dürftige Edelleute geben, die Dienstesuchen, würd' es dann wohl nicht von großem Nutzen seyn, noch ein besondres Corps von dieser Noblesse zu formiren? Ein Corps, ganz aus einer Klasse errichtet, die nur von der Ehre beseelt und zu einem sehr einfachen Leben gewöhnt ist, müßte von unendlichem Vortheil für den Staat werden, ohne ihm lästig zu seyn.

Wir wollen annehmen, diese Mittel wären noch nicht hinreichend, das Elend des Adels zu heben, und er bedürfe stärkerer Hülfquellen — wird er nicht ein viel wirksameres Mittel im Ackerbau finden? Dürftige Edelleute, von der Regierung aufgemuntert und unterstützt, um ihre und ihrer Mitbrüder Landgüter in Aufnahme zu bringen, werden sich alsdenn in einen Zustand versetzt sehn, der ihrer Bestimmung mehr entspricht, sie zu ihrer Vorbereitung auf unvorhergesehene Dienste des Vaterlandes geschickter macht, und gewiss noch ungleich sicherer ist, um sie vor dem Mangel des Nothwendigen zu schützen.

Es liegt etwas Widersinniges darin, sich einen Edelmann im Comptoir sitzend zu denken, und wahrlich es ist weniger anstößig, ihn hinter dem Pfluge hergehn zu sehen. Der gesammte Deutsche Adel ist in keiner glänzenden Lage. Es giebt Gegenden, wo seine große Zahl und Dürftigkeit ihn zwingt, der Lebensart des Feldarbeiters ziemlich nahe zu treten; und dennoch hilft er sich recht gut ohne Handel fort: die Regenten aber finden in diesem Landadel eine unerschöpfliche Pflanzschule braver Officiere.

Der Handel braucht seiner Natur nach eine gewisse Freyheit; überläßt man ihn der eignen Leitung derer, die ihn treiben, so wird er für ihren Nutzen gewiss aufs beste geführt werden. Eine sich zu sehr auf dessen Detail erstreckende Aufsicht

von Seiten der Regierung ist vielen Mißgriffen unterworfen. Der Regent und Minister werden nur zu oft durch untreue Darstellungen oder interessirte Absichten hintergangen, und erlassen gewöhnlich Verordnungen, die den kaufmännischen Wucher mehr, als den Nutzen des Staats begünstigen. Der Glanz des Vermögens, das Privatpersonen dabey erwerben, verdunkelt die Augen über die Nutzbarkeit des Handels fürs Ganze, und nur zu oft verwechselt man den Vorthail des Kaufmanns mit dem Vorthail der Nation. Es ist ausgemacht, daß eine zu strenge Leitung des Commerzes den offenen oder heimlichen Alleinhandel herbeyführt. Die Erfahrung aller Jahrhunderte beweiset, und der Gang des Commerzes verkündigt noch heut zu Tage diese Wahrheit!

Ohne Rücksicht auf diese Inconvenienz wollen wir annehmen: ein Volk schlage solche Maafsregeln ein, die wesentlich zur ungeheuren Vermehrung seines Handels beytragen; und es muß — wie wir gesehen haben — an seinem unvermeidlichen Untergange arbeiten. Seine Macht wird nur von kurzer Dauer seyn, und eine um so größere Schwäche zur Folge haben, je blendender sein vorausgegangener Glanz war. Ein erkünsteltes Commerz scheint einer schönen Quelle ähnlich, welche die Kunst in eine Fontäne aufgefangen hat. Sie steigt auf einige Zeit zu einer beträchtlichen Höhe, und bildet fürs Gesicht ein angenehmes Schauspiel; sie bleibt aber dennoch

ungleich nutzbarer, wenn sie frey ihren natürlichen Lauf verfolgt, und den Boden, welchen sie berührt, fruchtbar macht.

Von allen Methoden, das Commerz zu zwingen, ist die, wodurch gewisse Waaren verboten werden, welche, im Grunde genommen, nichts weiter ist, als Alleinhandel einer Nation gegen die andre, die am wenigsten vortheilhafte. Wenn die Völker ihren wahren Vortheil kennten, so führten sie nicht mitten im tiefen Frieden einen stillen Krieg unter sich; so behandelten sie ihre Nachbarn nicht als Feinde, so sähen sie, dafs ein Volk, welches sich am geschicktesten dieser barbarischen Methode bedient, andre auffordert und zwingt, seinem Beyspiel zu folgen, und dafs dieses Volk am Ende hierdurch mehr verlieren als gewinnen mufs. Verbote können auf einige Zeit ein Commerz ansehnlich und nutzbar machen, aber sie ruiniren spät oder früh das nothwendige. Wenn man ferner in den Zöllen eine elende Hülfquelle für die Finanzen sucht, so wählt man abermals einen verderblichen Weg; es giebt schicklichere und weniger verderbliche Mittel, die Einkünfte eines Regenten zu verbessern.

Auch aus Handlungsverträgen zieht man nur wenig Nutzen. Sie sind im Grunde nichts weiter, als ein Krieg der Schikane, um sich wechselseitig wegen der Abgaben und Verbote sicher zu stellen, oder sich von lästigen Fesseln auf Unkosten anderer Völker loszumachen. Die Unterhändler, welche die

gerühmtesten Verträge geschlossen, scheinen ihrem Vaterlande nur ein sehr gefährliches Geschenk gemacht zu haben. Der einzige gute Vertrag, der noch zu schliessen wäre, ist der, welcher die grösste wechselseitige Freyheit im Handel unter allen Nationen wiederherstellte.

Diese Materie, über die Leitung des Handels, der Gefälle und Verbote, ist so wichtig und von so grossem Umfange, daß sie ein besonderes Werk verdiente; aber in meinen Plan greift sie nur beyläufig ein. Es ist mir genug, den Nutzen eines gemässigten Handels, die Gefahren eines zu weit ausgedehnten, und die Mittel einen für den Zustand einer Nation verhältnißwidrigen Anwachs desselben aufzuhalten, angezeigt und bewiesen zu haben. Ein in seinen Schranken bleibendes und dann vom Zwang befreyetes Commerc, wird das Glück der Völker ausmachen und das natürliche Gleichgewicht der Reichthümer in der ganzen Welt herstellen.

Nicht die Liebe für Paradoxien, sondern Liebe zur Wahrheit hat mich aufgerufen, Meinungen zu behaupten, die denen der mehresten Politiker so sehr entgegen sind. Ich könnte mich auf mehrere, eben so alte als achtungswürdige, Autoritäten berufen. Plato und Aristoteles verwerfen ein zu ausgebreitetes Verkehr. Plutarch, der weise Plutarch, beschuldigt den Themistokles des Untergangs von Athen. Dieser große Mann, sagte er, brachte

sein Vaterland dahin, die Marine zu seinem Gesichtspunkt zu machen; die Marine veranlafte einen zu ausgebreiteten Handel, der Handel Reichthümer; diese brachten den Luxus hervor, und flöfsten dem Athenischen Volk ein Vertrauen auf seine Kräfte ein, die es verleitete, sich in jeden Zwist seiner Nachbarn zu mischen, welches sein Verderben machte. Aber es kommt hierbey nicht auf Citationen, sondern auf Wahrheit an.

Die Freyheit, deren wir in Europa geniefsen, verdanken wir dem Beyspiel der Nordischen Völker. Von dem Beyspiel dieser großmüthigen Nationen erwarten wir auch noch die Freyheit im Handel, und die Ausübung des ihm zukommenden wahren Geistes. Phänomene, die anderwärts so selten sind, und sich bey diesen Nationen zeigen, verkündigen uns die Erfüllung unserer Hoffnungen. Aber in den mehresten Ländern gleichen die Staatsmänner noch jenen eigennützigem und selbstsüchtigen Pächtern, die während ihrer kurzen Pachtzeit, den Boden aussaugen, und sich wenig darum bekümmern, ob sie ihn ihren Nachfolgern in einem erschöpften Zustande übergeben. Nur einem allumfassenden Kopfe, dessen Blicke Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft übersehen, ist es vorbehalten, das Glück einer Nation zu machen: jener großen Seele, die ihre Zeitgenossen liebt und dabey die Nachwelt nicht vergißt.



Über den Handel & Luxus

Königsberg 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 976

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251727-7

VD18 11696664-004